



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So? sagte Margarete erstaunt und beunruhigt. Da ist etwas nicht in Ordnung. Mama ist sicher krank; ich habe schon beinahe eine Woche keinen Brief von ihr bekommen.

Lieber Fritz, schrieb der alte Herr, du thätest uns einen rechten Gefallen, wenn du uns deine Frau auf ein paar Tage leihen wolltest. Mamachen ist nicht ganz auf dem Posten —

Siehst du? rief Margarete erschrocken.

Hör nur weiter! — Das heißt, sie ist schon in der Besserung, möchte aber Gretchen gern ein bißchen um sich haben. Es war ein gastrisches Fieber. Aus dem Bett haben wir sie schon, aber auf dem Sofa muß sie noch bleiben. Gretchen könnte sie dann, wenn sie wieder an die Luft darf, einfach mit hinausnehmen, damit ihr mir sie da ein bißchen zurechtflickt. Ich komme, sie mir dann abzuholen. Laß uns bald hören, wann die Kleine kommt; lange wollen wir sie dir ja nicht entziehen. Schönsten Gruß von deinem

alten Vater Heidenreich.

Also fährst du natürlich morgen früh, entschied Fritz, indem er das Blatt zusammenfaltete.

Margarete sah ihn bekümmert an. Könntest du nicht mit? bat sie zaghaft.

Aber Kind, das fragst du mich doch nicht im Ernst. Ich kann doch jetzt nicht weg, das weißt du. Vielleicht bist du in acht Tagen wieder da. Also morgen mit dem Eilfuhrzug. Hans soll dich bis Waren begleiten und dir beim Umsteigen behilflich sein. Geh jetzt schlafen, damit du nicht zu müde bist zur Fahrt.

Gute Nacht. Sie hielt seine Hand fest. Du bist — sehr verstimmt, nicht wahr, Fritz?

Ja, sagte er nach kurzem Zögern. Der Abend war schließlich doch nicht sehr hübsch. Aber wer konnte das vorher wissen?

Bist du böse auf mich?

Nein, mein Kind, gar nicht, antwortete er freundlich. Geh aber jetzt schlafen. Ich sehe noch die Briefe durch. Gute Nacht.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf.

Sie ging still hinaus. Auf der Treppe weinte sie leise vor sich hin. Er schickt mich weg, hauchte sie durch ihre rinnenden Thränen. Er fragt mich nichts mehr, er läßt mich einfach gehen; er denkt, diese Musik hätte mich gerührt, er glaubt, ich dächte dabei an diesen — an diesen erbärmlichen — und damit schickt er mich weg, ohne ein Wort. Es ist alles aus, er hat kein Vertrauen zu mir. Alles war umsonst!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Brief Gustav Freytags aus der Kriegszeit. Als im August 1870 die Eisenbahnen viele Tausende unsrer wackern Soldaten über Leipzig nach dem Grenzboten III 1895

Kriegsschauplatze beförderten, vereinigten sich einige vaterländisch gesinnte Männer, jedem von ihnen auf dem Bahnhof ein Liederheftchen zu überreichen, das eiligst in großer Auflage hergestellt worden war. Außer der damals in rascher Verarbeitung begriffnen Wacht am Rhein und Deutschland über alles waren darin von Arndt des Deutschen Vaterland und das Kriegsklied gegen die Welschen, von Körner das Schwertlied, Lützows wilde Jagd, Trinklied vor der Schlacht, Gebet vor der Schlacht, Gebet während der Schlacht, von Uhland der gute Kamerad; ferner das Volkslied: O du Deutschland, ich muß marschieren, das Landwehrlied: Wo Mut und Kraft, ein Kriegserntelied von Max Moltke mit der Mahnung an das deutsche Schwert:

Nun heimje ein den Erntestand:
Das Elsaß und Lothringerland!

Endlich das eben entstandne Chassepotlied und noch ein paar kleine Sachen.

Als die Truppendurchzüge zu Ende gingen, tauchte der Wunsch auf, das Heftchen, das viel Beifall gefunden hatte, womöglich dem ganzen Heere zukommen zu lassen, und einer von uns übernahm es, deshalb an Gustav Freytag zu schreiben, der sich in der Begleitung des Kronprinzen befand. Wir mußten lange auf die Antwort warten. Freytag hatte den Brief erst am 7. September in Rheims erhalten, er hatte dann hie und da angefragt und war schließlich an den Fürsten von Pleß verwiesen worden; Vorbedingung der Verteilung sei aber Einzelverpackung nach Korps, Divisionen und Regimentern. Unter dem 23. September schrieb uns das Freytag aus Siebleben. Er fügte zugleich seine Ansicht über die An gelegenheit bei. Der Brief ist so bezeichnend für seine Denkungsart und seine Schreibweise, daß es den Lesern dieser Blätter Freude machen wird, ihn kennen zu lernen.

„Ich gestehe, schreibt er, nicht einzusehen, warum man, wenn einmal in Leipzig eine solche Verpackung erfolgen muß, nicht von dort aus direct an die einzelnen Corps senden könne, und ich halte dies auch für das praktische. Vorausgesetzt, daß die Post sich diesen Sendungen nicht entzieht.

Aber, verehrter Freund, die Schwierigkeit der Expedition, welche wirklich weit größer ist, als man in Leipzig annahm, ist nicht das einzige Bedenken, welches mir gegen das patriotische Unternehmen erhoben wurde. Die Hauptsache ist — u. ich spreche hier nicht nur die eigne Ansicht, sondern das Urtheil Aller aus, denen ich die kleinen Liederhefte zeigte — diese Lieder sind es nicht, welche unsere Soldaten zu singen lieben, u. nicht die, welche sie im Felde brauchen, um den Segen eines frischen Liedes zu empfinden. Es wird in diesem Kriege im Ganzen weit weniger gesungen, als 64 u. 66. Die Anstrengungen waren zu groß, die Stimmung zu geschäftsmäßig, oft auch so ernst u. gespannt, daß zur wohlthätigen Herstellung des Gleichgewichts ganz andere Noten wünschenswerth waren. Die Mehrzahl der Lieder, welche man gewählt, sind Gesellenlieder in keineswegs volkmäßigen Weisen, sehr werthe Gabe der Gebildeten, schön vierstimmig daheim zu singen, um eine gehobene Stimmung zu fördern. Dem Soldaten im Felde ist dies Genre viel zu vornehm u. unbequem. Ein Refrain wie z. B. in dem nicht gewählten Liede »Stoßet an, Mann für Mann, wer den Flamborg schwingen kann,« ist dem Soldaten leicht lächerlich, jedenfalls unheimlich. Das Anstoßen setzt Gläser voraus, mit den Feldflaschen stößt man nicht an u. die meisten sind leer. Und wer ist Flamborg? Kein Offizier, kein Feldwebel hat ein solches Ding jemals genannt. Wenn ein Wigbold der Compagnie den Gesang jener Strophen durch den Rhythmus unterbräche: »Trink aus meiner Flasche, Bruder, der Fran-

zose ist ein Luder, der — nanu? — Napoleon,« so würde er wahrscheinlich alle Lacher auf seiner Seite haben.

Ist das Noheit unseres Volkes? Im Gegentheil. Es ist nur Wahrhaftigkeit, der in der Regel eine sehr feine Empfindung zu Grunde liegt. Wen der grimme Ernst des Krieges umgiebt, der hat vor allem das Bedürfniß, nicht sich poetisch darcin zu versenken, sondern humoristisch daraus zu erheben. Diese Befreiung u. Herstellung des Gleichgewichts wird am schnellsten durch einen Späß, einen derben Ausdruck erreicht. Der Soldat singt deshalb am liebsten etwas Lustiges. Und der Hauptmann überhört gern, wenn der Text nicht immer plumpe Ausdrücke vermeidet. Der Soldat braucht ferner flüssige Melodien u. Texte, bei denen sich gut marschirt, solche, in denen nicht zu viele Anschauungen u. schilderndes Detail zusammengedrängt ist, wie in der Regel bei Arndt u. Körner. Vor Allen solche, welche seinen Tagesstimmungen, den kleinen Freuden u. Leiden gerecht werden. Er hängt noch jetzt fest in den alten Maßen u. der Ausdrucksweise unseres Volksliedes. Auch sein Pathos und seine Sentimentalität bedürfen diese Form. Die drei Reiter u. der gute Kamerad werden noch durch mehrere Generationen gesungen werden, das »Lieb Vaterland kannst ruhig sein« haben Offiziere und Soldaten im Felde ziemlich satt. Es ist ein eigenes geheimnißvolles Ding um die Poesie des Volkes, — für uns Gebildete. Und ich fürchte nicht, von Ihnen ungerechter Kritik geziehen zu werden, wenn ich Ihnen geradezu sage, daß mir grade die sogenannte volksthümliche Poesie der Deutschen von Bürger über die Säger der Freiheitskriege u. selbst Uhland hinweg noch nicht den richtigen einfachen Ton gefunden zu haben scheint, welcher die Kluft zwischen Kunstpoesie u. Volkslied überklingt. Goethe, der gar nicht darauf ausging, Uhland, der das Volkslied genau kannte, und Heine, der raffiniert darnach suchte, haben jeder in einzelnen Liedern diese Herrschaft über das Volksgemüth gewonnen, fast nur zufällig. Einen gebildeten Dichter, der ganz volksthümlich empfand, haben wir noch nicht gehabt. Unterdeß macht sich der Soldat am besten seinen bescheidenen Liederbedarf selbst. Von Allem, was aus unseren Kreisen in diesem Kriege dem Heer zugebellmauft wurde, hat sich blickschnell nur das Chassépotlied des Kladderadatsch verbreitet, obgleich es nach Rhythmus u. Text dem Soldaten nicht völlig bequem ist. Aber es hat einzelne Stellen, wie: »Zimmer feste auf die Weste,« die nebst der beherzten Tendenz dem Heere durchaus liebenswerth sind.

Durch meine Bemerkungen möchte ich aber den Leipziger Freunden nicht die Früchte ihrer aufopfernden Thätigkeit verkümmern. Es ist eine Auswahl guter Lieder, und sie wird unsern Soldaten immerhin lieb sein können. Nur möchte ich mir den Vorschlag erlauben, dieselben nicht in das Feld zu schicken, wo die Hunderte von Paketen umherirren müßten, um ein nicht völlig empfängliches Publicum zu suchen, sondern nach der Heimkehr in die Garnisonen. Dort ist Müße zum Vertheilen, jeder Truppentheil ist leicht zu finden, den Regimentscommandeuren erscheint die Sache dann als ein Theil des nationalen Dankes u. man kann der guten Wirkung bei den Soldaten ganz sicher sein, die sich das Büchel dann als Andenken gern nach Hause nehmen.“

Der freundliche Rat wurde, soweit möglich, befolgt.

Leipzig

J. G.

Deutsche Schriften über Ostasien. Die Waffen schweigen in Ostasien — einstweilen, und in Europa ringen mit einander die verschiedensten Auffassungen über die Stellung der Mächte zu dem neuen Zustande. Nie hat ein so lebhaftes

Bedürfnis bestanden, sich über die ostasiatischen Zustände und Ausichten zu unterrichten. Diese fernsten Gebiete der alten Welt türmen sich nun gleichsam an unserm Horizont empor. In Deutschland haben wir die Zeitungen einen so raschen Wechsel der Ansichten durchmachen sehen, wie noch nie in einer großen Frage der außer-europäischen Politik, natürlich nicht infolge einer innern Umstimmung, sondern durch die Haltung unsrer Regierung. Die Lage erinnert etwas an die vor 110 Jahren, als sich eine neue Welt voll unübersehbarer Möglichkeiten im Westen politisch und wirtschaftlich selbständig machte. Etwas ähnliches hat sich jetzt im Osten vollzogen. Es ist natürlich, daß zuerst die unerwarteten Leistungen Japans alle Welt in Erstaunen setzten und, unterstützt von einer regen, mit Eifer und Geschick auf die Presse Einfluß suchenden Diplomatie, besonders in Deutschland einen lebhaften Eindruck zu Gunsten des alten jungen Inselreichs hervorbrachten. Wie liebevoll sich deutsche Gelehrte in das Wesen des japanischen Volkes vertieft haben, dafür haben wir noch neuerdings in den im vorigen Jahre hier besprochenen „Wanderungen durch Japan“ von Otfried Nippold ein erfreuliches Beispiel kennen lernen. Es ist das eine alte Liebe, deren Geschichte einmal geschrieben werden muß. Ihre litterarischen Denkmäler tragen Namen wie Varenius, Kämpfer und Siebold. Sie hat aber in Japan nur platonische Erwiderung gefunden. Es ist ganz gut, daß sich unsre leitenden Staatsmänner nicht von wissenschaftlichen und künstlerischen Erwägungen haben leiten lassen, sondern sich zu rechter Zeit darauf besonnen haben, daß Deutschland in Europa liegt und eine ostasiatische Frage aus der Auffassung seiner europäischen Interessen heraus behandeln muß. Japans Liebe ist an die Vereinigten Staaten von Amerika vergeben, die ein Lockmittel von unvergleichlicher Kraft haben anwenden können: Ostasien den Ostasiaten! fort mit dem Einfluß der europäischen Mächte! Teilung des Einflusses im nördlichen Stillen Ozean zwischen Amerika und Ostasien! Außerdem ist England durch das Übergewicht seiner Handelsinteressen und seinen unbegreiflich japanfreundlichen Handelsvertrag Deutschland in der praktischen Schätzung des Inselvolkes überlegen. Selbst Frankreich hat mehr greifbare Gunstbeweise der Japaner erhalten als Deutschland. Die pessimistische Beurteilung Chinas, die der Verlauf des Krieges hervorgebracht hat, kann den Blick des ernsten Politikers, der das Bleibende und Wesentliche sieht, nicht trüben. Ein Volk von nahezu vierhundert Millionen, das Kulturleistungen wie China aufzuweisen hat, ist nicht durch einen unglücklichen Krieg ausgestrichen. Die Chinesen des Nordens und die Mandschu sind körperlich kräftiger und geistig massiver als der bewegliche malayenähnliche Japaner. Man wird aus ihnen vorzügliche Soldaten machen können. Japan ist politisch und wirtschaftlich aktiv, es brennt darauf, auf immer mehr Gebieten mit uns in Wettbewerb zu treten. China ist noch unentwickelt, bedarf der Leitung und Stützung und bietet einem Lande mit Überfluß an Intelligenz und Kapital ein weites Arbeitsfeld. Wenn nun die europäische Lage so ist, daß Deutschland, indem es China vor der völligen Abhängigkeit von Japan schützt, zugleich seine Stellung zu Rußland und mittelbar zu Frankreich befestigt, so halten wir sein Vorgehen an der Seite dieser Mächte und mit Spanien, das für uns wichtiger werden kann, als wir jetzt glauben, für um so klüger, je unabhängiger sich dadurch die Politik des kontinentalen Europas neben die Englands und der Vereinigten Staaten und möglicherweise gegen sie abhebt. Die Grenzboten haben immer die Ansicht vertreten, daß Deutschland vor allem be-rufen sei, die Interessen von „Festeuropa“ (wie Herr Lieber sagt) gegen die „Inseleuropäischen“ zu vertreten. Weder Drei- noch Zweihund dürfen ihm diesen großen und schönen Beruf verkümmern.

Ein Blick in wichtigere Erscheinungen der deutschen Litteratur über Ostasien zeigt uns, daß diese Auffassung von mehr unabhängigen Denkern geteilt wird oder vielmehr vorgedacht worden ist, als die größtenteils recht unklaren und schwankenden Äußerungen der Tagespresse erwarten lassen, und da uns die ostasiatischen Angelegenheiten immer näher treten werden, so ist eine kurze Übersicht der in gewissem Sinne zur Tageslitteratur zu rechnenden Bücher und Schriften vielleicht gerade jetzt von Nutzen.

M. von Brandt, früher deutscher Gesandter in Japan und China, bringt in seiner kleinen Schrift: Die Zukunft Ostasiens, ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage (Stuttgart, 1895) das Gediegenste, was in Deutschland über diese Angelegenheit veröffentlicht worden ist. Es ist vor der russisch-deutsch-französischen Intervention veröffentlicht worden, und so erscheint die von der damaligen, Japan gegenüber so vertrauensvollen Stellung der deutschen Presse abweichende Auffassung der Ergebnisse des chinesisch-japanischen Kriegs um so beachtenswerter. Brandt sieht schon den Widerstand Rußlands gegen eine Fußfassung Japans in Korea oder in der Mandchurei voraus und erkennt in der — seitdem zur Thatsache gewordenen — Abtretung Formosas und der Pescadorees eine schwere Bedrohung der Stellung Englands in Hongkong und mehr noch der schwachen Spaniens auf den Philippinen. Daß die Japaner mit aller Macht auf die Hinausdrängung der Fremden zunächst aus Japan, dann aber auch aus den ihrem Einfluß zugänglichen andern Teilen Asiens hinwirken, unterliegt ihm keinem Zweifel. Das sind ja die Prämissen der seitdem auch zur Thatsache gewordenen Politik der vier europäischen Mächte. Nur politische Weiber können an ihr gegenüber dem grundrealistischen Zug des japanischen Volkscharakters einen allzu realpolitischen Zug beklagen. Schade, daß es nicht mehr möglich ist, der Koalition eine rückwirkende Kraft zu geben, damit sie die Vertragsrevisionen zerreißt, zu denen nach dem schwachmütigen Vorgange Englands, der Vereinigten Staaten und Italiens nun auch Deutschland gedrängt wird. Was die Aufhebung jeglicher besondern Bürgschaften für den Fremden in einem Lande wie Japan heißt, illustriert am besten die Thatsache, daß seit der letzten Christenverfolgung in Japan ganze 26 Jahre verfloßen sind. Daß sich in Brandts Erinnerung der chinesische Volkscharakter im allgemeinen sympathischer, auch praktisch hoffnungsvoller zeichnet als der japanische, geht übrigens noch klarer als aus dieser Schrift aus seinen 1894 erschienenen Plaudereien Aus dem Lande des Popfes (Berlin) hervor, deren letzter Abschnitt über Deutschlands Stellung in Ostasien bei unsern Landsleuten bei weitem nicht genug Beachtung gefunden hat.

Eine Ergänzung der Brandtschen Schrift nach der wirtschaftlichen Seite möchte ich den jetzt im Druck vorliegenden Vortrag von Dr. R. Fannasch: Die Erschließung Chinas (Charlottenburg, 1895) nennen. Der Verfasser ist der um die überseeischen deutschen Interessen hochverdiente Vorsitzende des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande. So finden wir denn auch in dem Vortrage eine weitblickende Vertretung der Interessen Deutschlands in dem chinesisch-japanischen Wirtschaftsgebiet. Er greift zwar etwas weit in die Vergangenheit zurück, faßt aber dann die Probleme der Gegenwart mit fester Hand an. Im Vordergrunde stehen dem Verfasser die sicherlich großartigen Naturschätze Chinas, besonders die noch fast jungfräulichen Kohlen- und Eisenerzlager und ihre Erschließung durch ein zu entwerfendes Eisenbahnetz. Die Aussicht der chinesischen Wettbewerbung und die zweifellos einst zu erwartende Abschließung des bei höherer Entwicklung seiner Gaben und seiner Bevölkerung immer mehr

sich selbst genügenden Landes schrecken ihn nicht. Er sieht als praktischer Politiker die Jahrzehnte vor sich, wo China gezwungen sein wird, Massen von Kapital, geschulter Arbeit und Erzeugnissen der Industrie einzuführen, und möchte, daß sich Deutschland seinen Anteil daran nicht entgehen ließe. Daß eine erst zu schaffende chinesische Industrie dann künftig einmal zum Schutzoll übergehen könnte, würde bei der Billigkeit der chinesischen Arbeit für den Westen freilich bedenklich werden können, aber wir sind ganz der Meinung Zannaschs, daß auf die Dauer die Verbindung zwischen großen Kulturvölkern und Kulturzentren stets die wirtschaftlichen Interessen aller Teile gekräftigt hat. Und außerdem ist der Weltverkehr ein Strom von solcher Kraft und Breite, daß er auch die fortweist, die stehen bleiben möchten. Werden wir etwa unseren Verkehr mit den Vereinigten Staaten einschränken, weil wir voraussehen, daß sie uns mit jedem Jahre wirtschaftlich stärker gegenüber treten?

Freiherr von Richthofen, der beste Kenner der Geographie Chinas, hat in einem beachtenswerten Aufsatz: Der Friede von Schimoneseiki in seinen geographischen Beziehungen*) dem Unbehagen Ausdruck gegeben, das manchen Kenner Chinas erfüllt, wenn er die unaufhörlichen Bemühungen der europäischen und amerikanischen Geschäftsleute wahrnehme, ganz China in das Verkehrsleben des Westens hereinzuziehen. Er nennt dieses Vorgehen für die Gesamtheit der europäischen Industrie und Arbeit selbstmörderisch. Wollte aber Deutschland dieser Warnung folgen und sich zurückhalten, was anders wäre die Wirkung, als das um so heftigere Vordringen der andern, die um so größern Gewinn ernten würden? Diese Bewegung ist ein Verhängnis, dem kein Volk entgeht. Wir weisen auf diesen Aufsatz namentlich wegen der trefflichen gedrängten Darstellung der drei ostasiatischen Mächte und Völker hin und besonders wegen der schönen Schilderung Japans und der Japaner, in der sich eine viel wärmere Auffassung der Anlagen der Japaner, als wir sie bei andern Kennern des Ostens finden, und eine fast optimistisch anmutende Beurteilung ihrer Zukunft ausspricht. Man kann nach Richthofen nicht zu groß von der Umwälzung in Ostasien denken; sie erscheint ihm als der Wendepunkt zu einer neuen Teilung der Erde bezüglich der politischen Machtstellung der Staaten und der Beteiligung der Rassen an der Weltwirtschaft. Man wird freilich die innern Reibungen nicht vergessen dürfen, die bei rascherer Vorwärtsbewegung auch in Japan nicht ausbleiben können, während Chinas innerer Zusammenhang schon jetzt bedenklich locker erscheint.

Der neue Mongolensturm. Caveant Europae Populi. Stimme eines Predigers in der Wüste über die Vorgänge in Ostasien. Von Dr. C. Spielmann (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1895) birgt hinter seinem unheimlichen Titel eine höchst verständige Auseinandersetzung über die Thorheit der sentimentalischen Auffassung unsrer Stellung zu den Ostasiaten. Schon in der Vorrede verkündet er seine Absicht, den zu weit gehenden deutschen Sympathien für das „liebenswürdige und thatkräftige“ Volk der Japaner warnend entgegenzutreten. Er geht aber tiefer. Er weist auf das Epochenmachende in der Aufrüttlung der im Kulturschlaf gelegnen Mongolen hin und begründet die Befürchtung, daß sie nicht bloß in Asien, sondern in der Welt die herrschende Rasse werden könnten. „Der Enthusiasmus für die japanischen Kulturverbreiter sollte den arischen Nationen angesichts der furchtbaren drohenden Gefahr vergehen.“ Dabei beschuldigt er zwar

*) Im ersten Heft der neuen, von Professor Alfred Hettner in Leipzig herausgegebenen Geographischen Zeitschrift (Leipzig, Teubner).

in beliebter Weise die Professoren, daß sie von ihren Kathedern die Tugenden der Japaner in alle Welt posaunt hätten, geberdet sich aber selbst recht pedantisch, indem er durch eine lange ethnographisch-historische Einleitung gleichsam sein Recht zu begründen sucht, mitzusprechen. Die Rassen- und Geschichtsprobleme Ostasiens sind aber für den Politiker nur in zwei Beziehungen wichtig: sie sollen ihm die Fragen beantworten, welches die Anlagen und welches die Leistungen jener Völker sind. Der Verfasser bringt da viel herbei, was nicht zur Sache gehört, er trifft aber endlich den richtigen Punkt, wenn er in Japanern und Chinesen höchst lebenskräftige Rassen mit bedeutenden Talenten sieht, die die Wettbewerbung mit den Europäern noch über die jetzt erreichte Stufe hinaus entwickeln wird. Er stellt ihnen die Russen zur Seite, die sich um so mehr mongolisieren, je tiefer sie nach Asien eindringen oder vielmehr gezogen werden. In ihnen sieht er die Vermittler der drohenden asiatischen Beeinflussung Europas, das sich gegen Englands wie Rußlands Weltmacht zusammenschließen sollte. Die lebendig geschriebene Schrift verdient gelesen zu werden. Sie liefert, ebenso wie die Brandtsche, wieder einmal einen Beweis dafür, daß es ungerecht wäre, aus den Zeitungen den Maßstab des politischen Denkens eines Volkes zu nehmen.

Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95, auf Grund authentischer Quellen bearbeitet von Müller, Leutnant u. s. w. (Berlin, 1895) behandelt im ersten Hefte die Veranlassung und Einleitung des Krieges und die Ereignisse bis zum Fall von Port Arthur, im zweiten die Kämpfe in den Provinzen Tiao Tong und Schantung bis zum Waffenstillstand. Es sind klare Übersichten ohne Anspruch auf Neues und Bedeutendes, gewissermaßen Läuterungen der Zeitungsberichte. Diese Art von Geschichtschreibung begleitet ja jeden Krieg. Sie ist der Übergang von dem verworrenen und verwirrenden Zeitungsgezwätz zu einer ruhigeren Beurteilung. Dankenswert sind die im Vergleich zu ihrem Preis zahlreichen und sehr gut gezeichneten Skizzen der Kriegsschauplätze und Schlachtfelder, weniger der Text, der überall, wo er mehr als Bericht geben will, von großer Unreife des Urteils zeugt.

Es ist sehr lehrreich, daß in einem Lande, dessen geographische und völkerkundliche Literatur die besten Werke der Welt über China und Japan hat, ziemlich oberflächliche Urteile über diese beiden Länder immer wiederholt werden. Erscheint einmal eine gebiegne Betrachtung, wie der Vortrag Max Buchners über Chinesen und Japaner in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, der eine Fülle von feinen Beobachtungen und keine einzige Phrase enthält, so kümmernt sich niemand darum. Gegen den auf die Menge wirkenden glänzenden Eindruck der Überlegenheit Japans kommen solche ruhige Mahnungen, die Rehrseite nicht unbeachtet zu lassen, zuerst gar nicht zur Geltung; ganz langsam, gleichsam tropfenweise, gehen sie in die Diskussion über, die im glücklichen Fall nach Monaten, wenn sie hundertmal in dieser verdünnten Form wiederholt worden sind, einen Ton von ihrer Farbe annimmt.

Das Hefchen: Unter chinesischer Flagge, Schilderungen der Erlebnisse eines ehemaligen deutschen Seeoffiziers (Kiel, 1894), dessen Deutsch zwar etwas verschossen, dessen Geist aber von derber Gesundheit ist, schildert neben der ungläublichen Faulheit im Innern der chinesischen Flotte auch sehr lehrreich die Ausbreitung des englischen Einflusses in ihr und die Verdrängung des deutschen, sowie das Umsichgreifen der Engländer durch die Stellung, die sie im chinesischen Zollwesen gewonnen haben. Der einfache Seemann trifft jedenfalls den Nagel auf den Kopf, wenn er am Schluß sagt: „Nur wenn bei der noch schwebenden hochwichtigen

Eisenbahnfrage eine andre Nation als Erbauer hervorgehen sollte, dürfte den Engländern im größern Maße Konkurrenz geboten werden können, und werden vielleicht die noch mißtrauisch im Dunkel tappenden Chinesen einst einsehen, daß der Deutsche nur Handelsanschluß sucht und dem Lande nie gefährlich werden kann.“ Es ist von der englischen und amerikanischen Presse besonders laut hervorgehoben worden, daß in der Seeschlacht am Jalusfluß es die seinerzeit in Kiel gebauten chinesischen Kriegsschiffe waren, die so jämmerlich zu Grunde gingen. Hier kann man lernen, wie diese schönen Fahrzeuge geführt und bemannt waren.

Für die geographische Kenntniss der ostasiatischen Länder wird A. Herrichs Ostasien, eine der bekannten Karten in grünem Umschlag aus der Flemmingschen Anstalt in Blogau, gute Dienste leisten. Sie reicht von Hongkong bis zur Südspitze von Sachalin und landeinwärts bis in die westliche Mongolei. Als Nebenkarten sind die weitem Umgebungen von Peking, Tokio und Söul gegeben. Für höhere Ansprüche verweisen wir noch auf das Blatt Ostasien in dem vortrefflichen neuen Handatlas von Debes, das Hans Fischer nach den neuesten Quellen gezeichnet hat. Es ist reich und dabei von einer wahrhaft ästhetisch anmutenden Klarheit und Übersichtlichkeit. Man wird gegenwärtig nicht bloß bei uns, sondern auch in Frankreich und England vergebens nach einer so genauen und schönen Karte dieser Gebiete suchen.



Litteratur

Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans-Sachsfeier in Weimar, nebst zugehörigen Aufsätzen von Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau, 1875

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die das vierhundertjährige Geburtsfest von Hans Sachs im November vorigen Jahres gebracht hat, ist die vorliegende eine der wertvollsten, indem nicht bloß die Gelegenheitsrede, die Bernhard Suphan bei dem bezeichneten Anlaß in Weimar und Jena gehalten hat, und die zu den inhaltsreichern gehört und dem Orte entsprechend besonders Nachdruck auf die Beziehungen zwischen Hans Sachs und Goethe legt, hier gedruckt erscheint, sondern auch ein paar sehr hübsche Aufsätze hinzugefügt sind. Zwei Feuilletons der Weimarer Zeitung vom 27. und 28. Oktober reproduziren den Aufsatz Wielands über Hans Sachs aus dem Aprilheft des „Deutschen Merkur“ von 1776 und eine daran geknüpfte Betrachtung Suphans und einen Bericht Karl Nulands über eine Hans-Sachsausstellung, in dem besonders die Mitteilungen über die verschiedenen Bildnisse des Hans Sachs (die Nuland insgesammt auf die drei Typen der Holzschnitte von Hans Brojamer von 1545 und Balthasar Jenichen von 1567 und des Bildes von Endres Herrneßsen von 1575 zurückführt) interessant und lehrreich sind. So wird es niemand gereuen, seine Hans-Sachsbibliothek um dies Heftchen zu vermehren.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig